

Ralf Höller – Das Wintermärchen

Ralf Höller, 1960 geboren, ist Historiker, Journalist und Buchautor, der 1999 bereits ein Standardwerk über die Münchner Räterepublik geschrieben hat: »Der Anfang, der ein Ende war. Die Revolution in Bayern 1918/19«.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2017
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Umschlagentwurf: Felder Kölnberlin
ISBN: 978-3-89320-221-8

Ralf Höller

Das Wintermärchen

**Schriftsteller erzählen die bayerische Revolution
und die Münchner Räterepublik
1918/1919**



**Critica
Diabolis
245**

**Edition
TIAMAT**

INHALT

Vorspann	7
Schreibblockaden	9
Generalprobe	25
Kaiserdämmerung	41
Spontanumsturz	57
Novemberhoch	79
Bremsmanöver	99
Abschiedsvorstellung	117
Intermezzo	139
Nationalfeiertag	157
Sowjetbayern	189
Untergang	213
Abrechnung	229
Nachlese	245
Fußnoten	267
Sekundärliteratur	277
Index	283

»Einen Augenblick hoffte man.«
Rainer Maria Rilke

»Ich bin imstande, auf die Straße zu laufen und zu
schreien: ›Nieder mit der westlichen Lügendemokratie!
Hoch Deutschland und Rußland! Hoch der
Kommunismus!«
Thomas Mann

Vorspann

175 TAGE SIND, HISTORISCH BETRACHTET, keine große Spanne. Für eine Revolution in Deutschland ist es eine ungewöhnlich lange Zeit. Im nicht enden wollenden Nachkriegswinter 1918/ 1919 blickt die halbe Welt auf Bayern und auf München, das Zentrum des Geschehens.

Es ist eine Revolution des Volkes, nicht der Eliten. Zahlreiche Mitwirkende hätten sich zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort kaum in der Politik wiedergefunden. Sie haben die Geschichte dieser Revolution mitgeschrieben und für die Nachwelt aufgezeichnet.

Rasant und sprunghaft wie der Verlauf entwickeln sich die handelnden Personen. Das Revolutionsdrama muss ohne den einen großen Hauptdarsteller auskommen, in tragende Rollen schlüpfen immer wieder andere Akteure. In der Reihenfolge ihres Auftretens sind dies:

Kurt Eisner, ehemaliger Redakteur der SPD-Zeitung *Vorwärts*

Oskar Maria Graf, Gelegenheitsarbeiter und angehender Schriftsteller

Erich Mühsam, Vorsitzender der anarchistischen Gruppe »Tat«

Rainer Maria Rilke, Dichter, momentan in einer Schaffenskrise

Hertha Koenig, Kunstförderin und Mäzenin

Ernst Toller, Student, beurlaubter Frontsoldat, Friedensaktivist
Wilhelm Herzog, politischer Publizist und Zeitungsherausgeber
Lion Feuchtwanger, mäßig erfolgreicher Dramatiker
Gustav Landauer, Anarchist, als Dramaturg am Düsseldorfer Volkstheater vorgesehen
Josef Hofmiller, Gymnasiallehrer, Romanist mit einem Ruf an die Universität Köln
Annette Kolb, Schriftstellerin und Pazifistin im Schweizer Exil
Thomas Mann, politischer Essayist und Romanautor, mitten in der Arbeit am »Zauberberg«
Karl Alexander von Müller, Historiker und politischer Publizist
Heinrich Mann, politischer Essayist und gefeierter Autor des Romans »Der Untertan«
Ricarda Huch, Historikerin, auch als Romanautorin erfolgreich mit »Der Fall Deruga«
Victor Klemperer, Romanist mit Lehrauftrag an der Universität München,
Ret Marut, Herausgeber der anarchistischen Zeitschrift *Der Ziegelbrenner*
Ernst Niekisch, Volksschullehrer, Publizist und Sozialdemokrat

Schreibblockaden

NEUNZEHNHUNDERTVIERZEHN HAT DIE Sozialdemokratie versagt. Für Oskar Maria Graf ist ein solches Urteil nicht neu. Er kennt es aus der Gruppe »Tat«, einem etwas wirren Bündnis aus Intellektuellen und Sozialromantikern, Zukurzgekommenen und Gestrandeten. Für sie bedurfte es nicht erst eines Ja zum Krieg und den zur Fortsetzung notwendigen Krediten, um in der SPD keine Heimat mehr zu finden. Seit der Wirt des *Gambrinus* in der Münchner Altstadt, gleich hinter der Asamkirche, sich weigert, einer Handvoll Weltverbesserer, die nicht mal richtig saufen, weiterhin einen kompletten Raum freizuhalten, fällt auch dieses Zuhause weg. Nun ist der *Soller* am Isartor bevorzugter Schlupfwinkel des Zirkels. Erich Mühsam organisiert die immer selteneren Treffen. Eine Forderung Michail Bakunins aufgreifend, scharft der nach Bayern eingewanderte Anarchist das Lumpenproletariat um sich. Aus den Reihen der wie auch immer Benachteiligten hofft Mühsam Anhänger für die Revolution zu gewinnen.

Leider, so Grafs Eindruck, ist dem Bodensatz der Münchner Bevölkerung ebenso wenig an der Gruppe »Tat« gelegen wie der etablierten Sozialdemokratie an einer wirklichen Umkehr der Machtverhältnisse. Echtes Interesse zeigt nur die Politische Polizei. Sie dokumentiert fleißig die Zusammenkünfte der Außenseiter. Bald jedoch werden die Schnüffler sich eine andere Aufgabe

suchen müssen. In der Ludwigsvorstadt tut sich ein neues subversives Betätigungsfeld auf. Aus den Resten der Gruppe »Tat« erhält Graf den Tipp, montags doch einmal im *Goldenen Anker* vorbeizuschauen. Noch befindet sich Bayern, befindet sich das Deutsche Reich im Krieg. Aber man kann sich ja schon einmal Gedanken machen, was sein wird, wenn er vorüber ist.

Die Gaststätte befindet sich in der Schillerstraße, nicht weit vom Hauptbahnhof. Als Graf den Schankraum betritt, trifft er dort nur den Wirt und ein paar Kartenspieler an. Handelt es sich um ein klandestines Treffen? Braucht er ein Kennwort? Eine Losung? Nichts von alledem. Der Montagszirkel tagt zwar im Hinterzimmer, doch ist er öffentlich. Graf schaut sich um. Das Publikum kommt ihm bekannt vor und auch wieder nicht. Es ist die Sorte Teilnehmer, die er gerne bei der Gruppe »Tat« gesehen hätte, dort aber nie angetroffen hat: Arbeiter aus den Fabriken, darunter manche Frauen, deren Männer sich im Krieg befinden und deren Aufgabe im Betrieb sie übernommen haben, Soldaten auf Heimaturlaub, auch einige Studenten und Universitätsangestellte. Völlig unbekannt ist Graf der Redner. Er kommt ihm vor »wie ein grauhaariger Christus, der etwas zu klein geraten war.«¹

Der schwächliche Mann in den Fünfzigern scheint einem Bilderbuch der 1848er Revolution entsprungen und im Nebenzimmer des *Goldenen Anker* wieder gelandet zu sein: mit wucherndem Bart, Stirnglatze und auf die Schultern herabwallendem Resthauthaar, einen randlosen Kneifer vor die listig funkelnden Augen geklemmt, dazu den Zeigefinger in Oberlehrermanier in die Luft gereckt. Der Redner, erfährt Graf, heißt Kurt Eisner.

Kurt Eisner ist Sozialdemokrat. Er war Redakteur beim *Vorwärts* und wie die Mehrheit seiner Genossen Befür-

worter der Kriegskredite. Das Parteiblatt hatte Eisner verlassen, weil dessen wirtschaftspolitische Ausrichtung ihm zu links erschien. Was, fragt sich Graf nun, macht ein Parteirechter, der auch von seiner lauen Einstellung her in ein gemäßigt liberales Paulskirchenparlament gepasst hätte, in dieser Versammlung? Und warum erhält er aus dem Publikum immer wieder lautstarken Zuspruch?

Eisners nächster Satz liefert die Antwort. »Neunzehnhundertvierzehn«, beginnt er, und nach kurzer Pause erfolgt für Graf die bekannte, aber aus seinem Mund nicht für möglich gehaltene Fortsetzung, »hat die Sozialdemokratie Deutschlands versagt.«² Im *Goldenen Anker* ist es still geworden. Will hier ein Sozi sein Nest beschmutzen? Oder hat Eisner im vierten Kriegsjahr die Einsicht ereilt? Der Redner wird sogar noch schärfer: Das Proletariat sei vor Kriegsbeginn ebenso schändlich wie erbärmlich von seinen Führern verraten worden. Doch hat nicht Eisner selbst, fragt sich Graf, zu diesen Führern gehört? War es nicht, wie Mühsam es formuliert hätte, »Arbeitverrätern« wie Eisner zu verdanken, dass Kaiser Wilhelm, ob der anfänglichen Kriegsbegeisterung im Land noch kraftmeiernder als ohnehin auftretend, mit selbstverliebttem Stolz von »seinen« Sozialdemokraten sprechen durfte?

Graf kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Die Radikalität des Vortrags reißt ihn mit, die Offenheit der Worte lässt sein Misstrauen schwinden. Eisner bleibt nicht bei der Selbstkritik. Das Eintreten für den Frieden, fährt er fort, reiche allein nicht aus. Ein Ende des Krieges sei ohne die Zustimmung der Armee nicht möglich. Die Militärs hätten der Reichsregierung ihren Willen aufgezwungen, sie gar zur Geisel gemacht. Nein, ohne eine Veränderung der politischen Verhältnisse von Grund auf

könne es nicht weitergehen. Und dann nimmt Eisner einen Begriff in den Mund, der so gar nicht ins Vokabular eines deutschen Sozialdemokraten passen will. Eisner redet von Revolution! Um sie voranzutreiben, hat er sich den Unabhängigen angeschlossen, die sich von der Mehrheits-SPD abgespalten haben. In Bayern, wo Eisner den Vorsitz übernommen hat, nennt sich die neue Partei USP, auf Reichsebene USPD.

Eine Revolution: Wie oft haben sie in der Gruppe »Tat« darüber geredet? Doch macht es einen Unterschied, dämmert es Graf, ob ein solches Thema unter Utopisten diskutiert oder von einem geerdeten Politiker vorangetrieben wird, der Einfluss auf breitere Kreise hat. Graf beschließt, seine Montage künftig regelmäßig in der Schillerstraße ausklingen zu lassen. Nicht nur ihn zieht es dorthin. Bald verlieren sich nicht mehr zwei Dutzend, sondern drängen sich über hundert Gäste im *Goldenen Anker*. Auch Erich Mühsam schaut öfter vorbei, obwohl er Eisner den Sinneswandel nicht abnimmt. Für Graf ist Mühsams Interesse nur ein weiteres Indiz, dass hier eine Utopie möglicherweise Gestalt annehmen wird.

Graf erhofft sich von einer Revolution nicht zuletzt eine Veränderung seines eigenen Lebens. Bislang hat er es gründlich verpfuscht. Nach München ist er gekommen, oder besser: geflohen, um dem Regiment seines Bruders Maurus, nach dem frühen Tod des Vaters Familienvorstand und Haustyran, und auch der spießigen Enge der oberbayerischen Provinz zu entkommen. Daheim am Starnberger See hat Graf eine Bäckerlehre absolviert; ein anständiger Beruf, aber auch ein anstrengender und nichts für die Dauer. Graf sieht seine Berufung im Schreiben. Er will Schriftsteller werden. Einen Preis hat er auch schon bekommen, mit sechzehn, vom renom-

mierten Reclamverlag für die Besprechung einer Gedichtsammlung von Iwan Turgenjew.

Danach will es mit der Fortsetzung von Grafs Dichterkarriere nicht so recht klappen. In der renommierten Zeitschrift für Literatur und Politik, *Die Aktion*, kann er zwei Gedichte veröffentlichen, dann kommt ihm der Krieg dazwischen. Es verschlägt Graf an die Ostfront, wo ihm der Schützengraben erspart bleibt. Doch selbst in der Schreibstube lauern Gefahren, etwa wenn, statt einem Befehl unverzüglich nachzukommen, laut über diesen gelacht wird. Seit einem Jahr ist Graf, dienstuntauglich geschrieben, zwar frei, doch alles andere als nach Lachen zumute. Zu teuer musste er sich den Entlassungsschein erkaufen, mit Aufhalten in einer brandenburgischen Irrenanstalt und in der Nervenklinik Haar bei München.

Graf kommt in München aushilfsweise in einer Backstube unter, später als Briefsortierer bei der Post. Im Mai 1917 heiratet er Karoline Bretting. Bald ist Grafs Frau schwanger und er selber ohne Arbeit. Das auf der Post verdiente Geld investiert er in eine eigene Literaturzeitschrift, die niemand lesen will. Im Handumdrehen ist Graf pleite. Die Tage verbringt er mit literarischen Versuchen, nachts schnorrt er sich durch Schwabings Kneipen. Schon nach wenigen Monaten ist seine Ehe zerrüttet. Rettung verspricht sich Graf von der Politik. Doch wie soll das gehen? Glaubt er ernsthaft an das Eintreten einer Revolution, die mit den politischen auch seine privaten Probleme löst?

Graf ist nicht der einzige, der so denkt. Seine Hoffnungen werden sogar von manch einem Intellektuellen der Schwabinger Bohème geteilt. Nicht, dass Rainer Maria Rilke sich dieser zugehörig fühlt. Der Autor des *Stunden-Buch* und des *Malte Laurids Brigge* schwebt gleicherma-

Ben über ihr. Seltsam unbeteiligt, für niemanden fassbar, pendelt sein Lebensstil zwischen Selbstinszenierung und Sichrarmachen, und wenn er doch wieder in der Öffentlichkeit auftaucht, zieht er trotz seines linkisch-scheuen Wesens die heimlichen Blicke vor allem der weiblichen Anwesenden auf sich. Graf würde dies auch gern tun, jetzt, wo seine Ehe schon kaum mehr zählt, doch findet er nicht den Zugang zum anderen Geschlecht wie der einfühlsame Rilke. Nicht einmal den Zugang zur Literatur findet er.

Ein einziges Mal wird sich Rilke zu einem Leseabend Grafs bemühen, und nur kurz hält er es dort aus. Umso länger spukt dem Gastgeber das Bild dieses Abends im Kopf herum: Graf in seinem zugigen Atelier, aus seinem ersten Gedichtband *Die Revolutionäre* vortragend, begleitet vom Husten eines altersschwachen Kohleofens und dem Zähneklappern der frierenden Gäste, mit einem bald ebenfalls hustenden Rilke, der beschließt, sich diskret zurückzuziehen. Sein Urteil über Grafs Kunst liefert Rilke nach, als sie sich ein paar Tage später über den Weg laufen. Ihm reicht ein einziger Satz. Graf hat ihn ein Vierteljahrhundert nach Rilkes Tod noch im Gedächtnis, als er längst im New Yorker Exil weilt. »Ihre Prosa«, hat Rilke ihm beschieden, »gibt sich nur ungerne.«³

Wie sollte Grafs brachiale Prosa sich Rilke auch anders geben? Der apollinische Feingeist, stets nach vollendeter Form strebend und alles Schöne bewundernd, ausgestattet mit perfekten Manieren und feinen Antennen für die Befindlichkeiten seiner bevorzugt weiblichen Umgebung, wirkt wie ein verkehrtes Spiegelbild des polternden, saufenden, jedem Bedürfnis sofort nachgebenden Hedonisten Graf, der trotz schriftstellerischer Ambitionen und zweifellos vorhandenem Talent ein oberbayerischer Bau-

er geblieben ist und seine Naivität, Schaf im Schafspelz, als Markenzeichen vor sich herträgt.

Anders als Graf muss Rilke nicht arbeiten, um sein Bohèmeleben zu führen. Es findet sich immer eine Bewunderin, die ihn auf ihr Schloss einlädt oder die Stadtwohnung freiräumt und zwecks Steigerung der Verweilfreude auch mal einen damals noch nicht ganz so teuren Picasso an die Wand hängt. Außer dem zweiten Vornamen haben der etablierte und der Möchtegern-Schriftsteller nichts gemein. Selbst hier zeigen sich die Unterschiede: Rilkes Zusatz fußt auf ästhetischen, Graf's auf pekuniären Überlegungen. Der Münchner Maler Oskar Graf zahlt dem Namensvetter fünfhundert Mark für die Erweiterung, um künftige Verwechslungen mit dem prolligen Künstlerkollegen auszuschließen; die Russin Lou Andreas-Salomé bringt ihren Geliebten dazu, den ursprünglichen Vornamen René zu ersetzen und sich mit Rainer Maria eine Kombination zuzulegen, die nicht ganz so weibisch klingt.

Einig sind sich beide Marianenanhänger in der Bewertung eines historischen Ereignisses, das nicht nur München, sondern auch Berlin polarisiert. Zwecks Inspiration nach einem längeren, eher reizlosen Urlaub auf dem Land hat sich Rilke für zwei Monate in die Reichshauptstadt verzogen. Mitten in seinen Aufenthalt fällt der Sturz der sozialrevolutionären Regierung in Russland. Alexander Kerenskis Kurs war den Bolschewiki wirtschaftlich wie politisch zu liberal. Nun hat eine Diktatur des Proletariats die bürgerliche Demokratie abgelöst. In Wahrheit ist es eine Diktatur der Partei. Rilke, seit einem von Lou Andreas-Salomé vermittelten prägenden Besuch bei Leo Tolstoi zutiefst russophil, begrüßt den Kurswechsel. Schon kurz nach Ausbruch hat Rilke Kaiser Wilhelm und

den Militärs die Hauptschuld am Krieg gegeben. Zu diesem Zeitpunkt stand er mit seiner Einstellung ziemlich allein da. Für die Zukunft wünscht Rilke dem deutschen Volk eine ähnliche Entwicklung wie dem russischen. Die fortgesetzte Radikalisierung in Moskau und Sankt Petersburg begeistert ihn. »Dieser Aufruf der Regierung vorgestern«, schwärmt er, »mit der Überschrift ›an alle, die leiden und ausgenutzt worden sind‹ ... dies als Sprache einer Regierung: neue Zeit, Zukunft, endlich!«⁴ Nicht anders Graf: *Arbeiter- und Bauernregierung in Russland*, liest er am 7. November auf der Titelseite einer Zeitung. »Jetzt muss es bei uns auch bald angehen«, hofft er, »vielleicht schon heut' oder morgen!«⁵ Doch es wird noch ein ganzes Jahr vergehen.

Rilke kehrt Mitte Dezember nach München zurück. Die revolutionäre Stimmung im Reich, fällt ihm sofort auf, hat inzwischen Bayerns Landeshauptstadt erreicht. Es bewegt sich etwas, wenn auch nicht bei Rilke. Der Schöpfer des epischen Duineser Gedichtzyklus befindet sich in einer Schaffenskrise. Die vierte Elegie hat er vor zwei Jahren fertiggestellt. Dann kam für den gebürtigen Prager die Einberufung zum österreichischen Militär, gefolgt von sinnlos verbrachten Monaten in einem Wiener Kriegsarchiv. Zu Papier bringen kann Rilke auch nach der dienstuntauglichkeitsbedingten Entlassung nichts, weder auf Gut Böckel in Ostwestfalen, wohin ihn eine Gönnerin eingeladen hat, noch in Berlin oder in München, mit Ausnahme der beinahe täglich verfassten Briefe. Sie bleiben bis zur Wiederaufnahme an den Elegien im Winter 1922 sein einziger Beitrag zum Gesamtwerk.

Aus Gut Böckel hat Rilke ein Projekt seiner Gastgeberin im Gepäck. Hertha Koenig, von vielen Berichten über

die sich verschlechternde Versorgungslage in deutschen Großstädten alarmiert, regt eine Wohlfahrtseinrichtung an. Vermögende Großgrundbesitzer sollen ihre Ernteüberschüsse kostenlos in die Städte verfrachten, wo die Ware an Notleidende verteilt wird. Die Idee stößt auf Resonanz. Weitere Getreidebarone bringen sich mit eigenen Vorschlägen ein. Nur mit der Abstimmung untereinander will es nicht recht klappen. Es müsste ein Experte her, der alle Aktionen koordiniert und in ein Hilfswerk münden lässt. Hertha Koenig wendet sich an den umtriebigen Rilke. Der hat immer eine Idee und oft genug auch die notwendigen Kontakte, etwa wenn es darum geht, einen Verlag für Frau Koenigs Sonette zu finden. Auch diesmal wird Rilkes Mäzenin nicht enttäuscht. Ihrem ostwestfälischen Elfenbeinturm hat sie den Rücken gekehrt und ist nach München gezogen. Schon vor dem Krieg hat Hertha Koenig dort gelebt. Jetzt bezieht sie in Schwabing eine standesgemäße Wohnung. In der Leopoldstraße werden sich die Wege Rilkes und Oskar Maria Graf's wieder kreuzen.

Für Graf sind die letzten Monate des Jahres 1917 besser als erwartet verlaufen. Durch ein Stipendium verfügt er über ein regelmäßiges Einkommen. Die monatlich hundert Mark könnten ihm und seiner Frau Lina eine Perspektive bieten, würde Graf das Geld nicht in ebenso schöner Regelmäßigkeit versaufen. Ein literarisch interessierter Mitarbeiter vom Roten Kreuz hat ihm die Unterstützung vermittelt. Ursprünglich war das Stipendium einem Schriftsteller zugedacht, der nun seit längerem im Krieg ist. Bis zu dessen Rückkehr, findet der Rotkreuzmann, könne ein Stellvertreter in den Genuss der Zuwendung kommen. Mit der Adresse und einigen Arbeitsproben begibt sich Graf zu Roman Woerner, einem

Germanistikprofessor an der Münchner Universität. Das Treffen verläuft sehr harmonisch. Ein paar Gedichte kommen zum Vortrag, Woerner ist leidlich beeindruckt und Graf seine ärgsten finanziellen Sorgen los.

Einen Pferdefuß hat die Sache. Zwar bescheinigt der Professor seinem neuen Schützling ein gewisses Talent, doch glaubt Woerner es in der Lyrik falsch aufgehoben. Graf soll Dramen schreiben. Einigermassen verwirrt läuft Graf durch die Gassen der Innenstadt. In der Hosentasche knistern die Geldscheine, im Kopf hallen die Worte seines Wohltäters nach: »Dichter kann man nicht werden«, hat ihm der Professor gesagt, »man ist einer! *Sie* sind einer, Herr Graf!«⁶

Diesen Moment hat er herbeigesehnt, seit er von zu Hause fort ist. Diesen Moment hat er insgeheim auch gefürchtet, denn jetzt steht der nächste Schritt an. Graf muss liefern. Taugt er überhaupt zum Dramatiker? Und über welches Thema soll er schreiben? Erste Panik kommt auf. Hektisch rennt Graf zu einem Kiosk und kauft zwei Zeitungen. Vielleicht findet sich in den Meldungen aus dem Gerichtssaal ein Fall, aus dem sich ein Drama stricken lässt. Am Ende reift die Erkenntnis, dass Graf sich die Ausgabe hätte sparen können. Stoff für ein Justizdrama bezieht er künftig aus erster Hand. Sein eigenes Leben hält ihn bereit.

Nach wie vor besucht Graf die Montagabende im *Goldenen Anker*. Die Treffen in der Schillerstraße haben sich zum Stelldichein der Münchner Opposition gemausert. Obwohl es weiterhin völlig legal zugeht, möchte die Politische Polizei nicht abseits stehen. Ihre Schnüffler sind in Position, aber deren Ohren offenbar nicht spitz genug. Den Agenten entgeht das Geflüster, das in der Gästeschar die Runde macht: Ein Platz für einen Deserteur wird ge-

sucht. Über Umwege landet der Flüchtige bei Graf. Er bringt ihn im Atelier eines Künstlers unter, den er in Haar kennengelernt hat und der seine Nächte immer noch in der Anstalt verbringen muss.

Paul Gutfeld heißt der Ausreißer. Er war an der Front, später in der Schreibstube einer Berliner Kaserne. Auch dort hielt es ihn nicht lange. Auf Anraten eines in die Reichshauptstadt gezogenen Mitglieds der Gruppe »Tat« hat er Reißaus nach München genommen. Jetzt gibt sich Gutfeld als Fritz Wunder aus, wohnhaft in Schwabing, Schnorrstraße 3. In seiner Tasche befinden sich nicht nur gefälschte Anmeldepapiere. Gutfeld führt die Denkschrift eines Diplomaten mit, der bis August 1914 Botschafter in London war. *Wahn oder Wille* dokumentiert Deutschlands Schuld am Kriegsausbruch. Die Warnung des Fürsten Karl von Lichnowsky, Großbritannien würde Frankreich und Russland bei einem deutschen Angriff zur Seite stehen, hat Berlin bewusst ignoriert. Ein Krieg, gegen drei Großmächte geführt, wäre dem Volk nicht vermittelbar gewesen. Noch lässt sich nach Lichnowskys Auffassung der Schaden begrenzen. Dazu müsste ein baldiger Frieden her. Möglich würde er nur durch die Abdankung Wilhelms II., den Verzicht Deutschlands auf Elsass-Lothringen und den Rückzug der kaiserlichen Armee aus Belgien. Allein auf diese Weise wäre ein Teil der Bedingungen zu erfüllen, die Amerikas Präsident Woodrow Wilson soeben in seinem *Vierzehn Punkte* genannten Friedensplan publik gemacht hat.

Lichnowskys Schrift zirkuliert in oppositionellen Berliner Kreisen. Auch einige in der USP organisierte bayerische Kriegsgegner besitzen eine Abschrift. Eisner zögert jedoch mit einer Veröffentlichung. Graf und Gutfeld beschließen, die Angelegenheit ein wenig zu beschleunigen.

gen. Auf Grafs Schreibmaschine tippen sie die Vorlage ein paar Mal ab. Das Manuskript bringt Graf zu einer Druckerei in der Theresienstraße. Bei Mannzmann & Co fragt er nach einem Kostenvoranschlag für zwei- bis dreitausend Exemplare und lässt sich einen Termin für die Abholung geben.

Einen Tag vor dem vereinbarten Zeitpunkt besucht Graf wieder den *Goldenen Anker*. Eisner steht an diesem Montagabend nicht auf der Rednerliste. Auf ihn warten zu viele andere Auftritte. Doch findet er noch Zeit für ein Treffen im Hotel *Continental*. Rilke, der dort residiert, hat es vermittelt und seine Auftraggeberin gleich mit eingeladen. In einem Brief an Eisner kündigt er Hertha Koenig als nicht ganz uneitle Philanthropin an, preist ihre lauterer Absichten und vergisst auch nicht den Hinweis, die noble Dame sei in praktischen Dingen ein wenig unbedarft. Rilke schließt diplomatisch mit der verklausulierten Bitte, der fähige Organisator Eisner möge Frau Koenig »ihren eigenen Plan in einer neuen Gestalt und Lebendigkeit zurückgeben.«⁷

Eisner ist nicht abgeneigt. Doch die neue Gestalt, die er anregt, missfällt Hertha Koenig. Typisch Politiker, denkt sie. Ihrer Ansicht nach geht es Eisner nicht einzig darum, darben Menschen den Hunger zu stillen. Vor allem scheint er darauf aus, eine nicht darben wollende Partei zu stärken. Die Sozialdemokraten zu unterstützen mag sie sich nicht überwinden, auch bei den Unabhängigen will Hertha Koenig keine Ausnahme machen. Zudem ärgert sie sich über Eisners Umgangsformen. Warum, fragt sie sich, bringt dieser von sich selbst und seiner Wichtigkeit so überzeugte Gnom derart wenig Respekt für ihr wertvolles Anliegen auf? »So hatten wir es nicht gemeint«⁸, sagt sie zu Rilke, als der Gast bereits gegangen ist. Hätte

Hertha Koenig gewusst, wie viel Zeit und Ehre ihr der Montagstreffschwänzer Eisner allein durch sein Kommen erwiesen hat, wäre sie womöglich zu einem milderem Urteil gekommen.

Eisners Rolle im *Goldenen Anker* übernimmt an diesem Abend ein etwas gehetzt wirkender junger Mann. Oskar Maria Graf ist ihm noch nie begegnet, aber von dessen flammendem Impetus und den wie im Fieber hervorgestoßenen Worten auf Anhieb ergriffen. Ernst Tollers leidenschaftliches Plädoyer reißt auch das übrige Publikum mit. Jeder spürt, dass da einer spricht, der den Schrecken in den Schützengräben am eigenen Leib erfahren hat. Ein Jahr lag Toller vor Verdun, wurde Unteroffizier, erkrankte, kam ins Lazarett nach Straßburg und, kriegsuntauglich geschrieben, aber nicht dienstentlassen wie Graf, nach München, wo er sich als beurlaubter Soldat an der Universität einschreiben durfte. Dort lernte er Rilke kennen und die Manns. Heinrich Mann sieht in Toller den hoffnungsvollen Vertreter einer neuen Antikriegsgeneration, Thomas Mann legt eher Wert auf den privaten Kontakt. Er lädt den feschen Studenten zu sich daheim ein, begutachtet einige seiner in der Rocktasche mitgeführten Gedichte und schreibt ihm einen aufmunternden Brief.

Zur Kraft der Worte kommt, nicht nur bei Thomas Mann verfangend, das gewinnende Äußere: Ernst Toller, dunkle Augen, dunkles Haar, südländischer Typ, besitzt eine auffallende Ähnlichkeit mit Sixtus von Bourbon-Parma. An seinen Schwager hatte der neue österreichische Kaiser eine separate Friedensbotschaft adressiert: Im Papier Karls I. ist wie in Lichnowskys Schrift von einer Abtretung Elsass-Lothringens die Rede. Sixtus sollte die Note der französischen Regierung überbringen. Weiter

als Berlin ist er nie gekommen. Nur auf Einflüsterungen der Militärs reagierend, torpediert die Reichsregierung alle Bemühungen um einen separaten Frieden. Auch der deutsche Sixtus, Mitglied einer Gruppe Pazifisten, hat ein Manifest gegen den Krieg veröffentlicht, abgedruckt in verschiedenen Tageszeitungen. Dazu ist Toller sogar von Albert Einstein beglückwünscht worden. Am Ende des Vortrags fühlt sich Graf vom Redner in seiner Absicht bestätigt, die Lichnowsky-Note unters Volk zu bringen. Der Zeitpunkt, die Kriegstreiber in der Reichshauptstadt unter Druck zu setzen, könnte besser kaum sein, jetzt, wo Russland die Waffen gestreckt und Woodrow Wilson seinen Friedensplan bekanntgegeben hat.

Nach der Veranstaltung im *Goldenen Anker* fährt Graf gemeinsam mit Toller noch ein Stück mit der Straßenbahn. Graf spricht ihn an. Sein Gegenüber ist gleich wieder bei der Sache. Toller setzt seine Tirade an dem Punkt fort, wo er in seiner Rede aufgehört hat. Erst allmählich entspannt er sich. Was Graf kaum zu ahnen wagt: Toller weiß nicht nur um die Lichnowsky-Schrift, als prominentes Mitglied der USP ist er sogar im Besitz einer Kopie. Paul Gutfeld kennt er ebenfalls, vermutlich über den Schriftsteller Franz Jung, der früher bei der Gruppe »Tat« war und jetzt in Berlin lebt. Toller hatte sich nach dem Verbot seiner Pazifistengruppe selber in die Hauptstadt aufgemacht, um im Reichstag zu protestieren. Über die USPD-Abgeordneten und über Bekannte im Romanischen Café, dem Berliner Künstlertreff, ist der Kontakt zu Eisner entstanden, den beide in München fortsetzen. Während der Straßenbahnfahrt betreiben Graf und Toller noch ein wenig Smalltalk. Sie tauschen sich über ihre literarischen Projekte aus – auch Toller müht sich gerade an einem Drama ab – und verabschieden sich dann.

Tags darauf erscheint Graf bei Manzmänn & Co. Gutfeld begleitet ihn. Das Geld für die Herstellung der Flugblätter haben sie dabei. Graf fällt sofort das blasse Gesicht des Druckers und dessen merkwürdig schleppende Begrüßung auf. Kann es sein, dass die Hände, die das Manuskript halten, ein wenig zittern? Graf und Gutfeld bleibt keine Zeit für Grübeleien. Aus einer dunklen Ecke treten zwei dezent gekleidete Herren auf sie zu und zücken ihre Dienstaussweise.